

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 8

Artikel: Felix oder Fischotter contra Einbrecher
Autor: Siebold, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663427>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ville mahnte die Gäste zum Aufbruch. Der Kellner hatte Mühe, überall zu seinem Gelde zu kommen. Jetzt stand er bei den drei Damen, die aufgeregt «l'addition» gerufen hatten. Das Geschäft der «addition» verstehen die Kellner sehr wohl, doch liegt ihnen fern, dabei unehrlich zu sein. Dennoch glaubten diese drei Damen, ihren Kellner einer

Ueberforderung zeihen zu müssen; denn er hatte den Preis für das Pariser Brot auf die Note gesetzt. Wohl widersprach er dem Einwand der Damen nicht, dass das Brot «à discretion» aufgestellt wäre, fügte aber mit französischer Courtoisie dazu: «Mais non, c'est à cause de la bienfaisance, Mesdames.»

FELIX oder Fischotter contra Einbrecher

VON WERNER SIEBOLD

Während einer Otternjagd — es liegt diese Geschichte schon viele Jahrzehnte zurück — hatte Hans, des Müllers Sohn, ein Boot steuern dürfen.

Nun ruderte er, den der Jäger entlassen hatte, das Boot langsam stromauf der väterlichen Mühle zu.

Da — auf dem alten Erlenstumpf — da regte sich doch etwas? Hans steuerte den Stumpf an, und er fand in dem modrigen Holz zwei junge, silberwollige Otter. Er nahm sie mit, aber trotz sorgsamster Pflege ging ein Jungotter bereits am vierten Tage ein, der andere allerdings gedieh prächtig und gewöhnte sich bald daran, Milch und Brot selbständig von seinem Teller abzuschlecken. Von dieser Zeit an waren Hans und sein Otter unzertrennlich.

Der Herbst verging und der Winter. Felix, der Otter, war ausgewachsen, fast einen Meter lang, hatte ein dichtes, dunkelbraunes, glänzendes Fell und war in der Mühle wegen seiner Zutraulichkeit ein lieber Hausgenosse. Längst lief er überall frei umher. Sein bester Freund aber war und blieb Hans. Rief der Junge den Otter beim Namen, kam Felix sofort heran, sprang kichernd an ihm hoch und war glücklich, wenn er auf den Arm genommen wurde.

Der Müller duldete den Otter, kümmerte sich aber nicht viel um ihn. Dann jedoch kam der Tag, oder vielmehr eine Nacht, in der Felix auch sein Herz gewann. Mitten in der Nacht schreckte er plötzlich empor, und vor dem Hause war wütendes Fauchen und schrilles Kreischen zu hören. Dazwischen unterdrücktes Schimpfen einer Männerstimme. Der Müller riss das Fenster auf, und er hörte gerade noch die Schritte eines Menschen, der vom Hofe lief. Unter dem Fenster aber sass Felix und fauchte.

Entsetzt sah er nach, ob sein Geld noch im verschlossenen Kasten lag, aber das Schloss war unversehrt, Felix hatte den Einbrecher rechtzeitig verschuecht.

Mit der Zeit sprach sich die Tat des Otters herum, und so hörte auch der Gutsherr, von dem der Müller die Mühle in Pacht hatte, davon. Er machte dem Müller den Vorschlag, ihm den Otter zu überlassen. Er solle dafür ein Jahr lang pachtfrei sein. Das war ein grosszügiges Angebot, aber der Müller lehnte ab. Er wollte es seinem Jungen nicht antun, seinen besten Freund zu verkaufen.

Wenige Tage später war es, als dieser hörte, dass der Vater das folgende zu der Mutter sprach: «Alle Sorgen freilich wären wir los, wenn wir ein Jahr lang die Pacht nicht zahlen müssten.»

In der folgenden Nacht schlief Hans wenig. Immer wieder gingen ihm die Worte des Vaters durch den Sinn. Und am Morgen war sein Entschluss gefasst.

Nach dem Frühstück rief er den Otter zu sich und machte sich mit ihm auf den Weg zum Gutsherrn. Und er kam zurück mit einem Schriftstück, das er dem Vater reichte: «Euer Sohn hat uns den Otter gebracht. Die Pacht für das Jahr ist damit bezahlt.»

Sehr bald schon stellte sich freilich heraus, dass der Otter alle Nahrung verweigerte, als er den Jungen nicht mehr bei sich wusste. Man holte den Jungen, und in seiner Gegenwart reichte die Gutsherrin dem Otter das Futter. Mit einem Male nahm Felix es von ihr an und folgte auch ihrem Ruf auf den Spaziergängen — solange Felix dabei war. So ergab es sich, dass Hans fast täglich mit den Gutsleuten zusammen kam, dass sie an dem aufgeweckten Burschen Gefallen fanden, und als sich

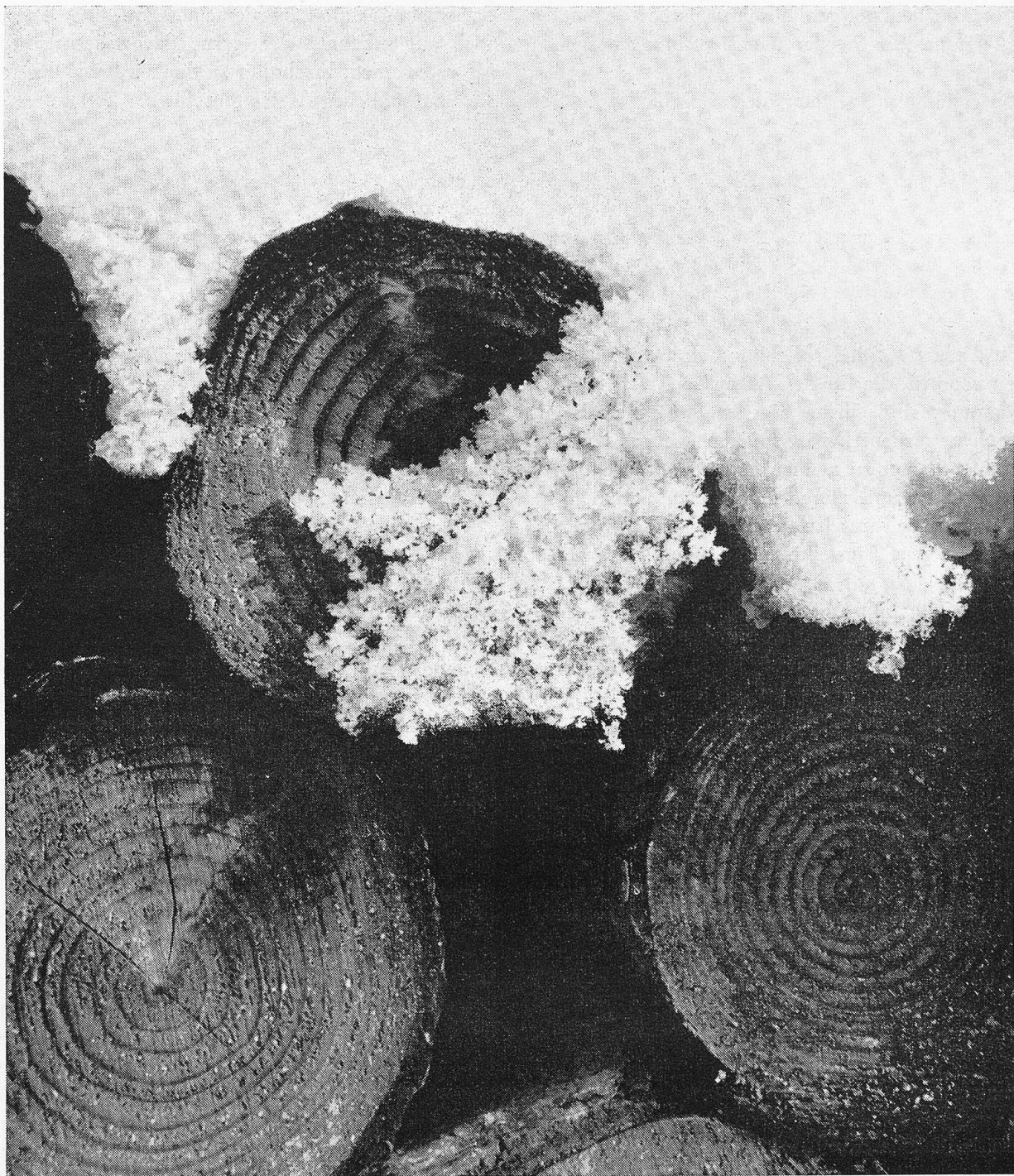


Photo E. Brunner

HOLZBEIGE IM WINTER

herausstellte, dass er ums Leben gern mehr gelesen und gelernt hätte, als ihm gestattet war, da waren sie es, die den nötigen Zuschuss gaben, damit er das Gymnasium in der nächsten Stadt besuchen konnte.

So erzählte mein Vater diese Geschichte, und er

erzählte sie oft. Und er fügte hinzu, der Müllerhans wäre ein bekannter und beliebter Arzt geworden. Er selbst habe als Kind den stattlichen alten Herrn noch gut gekannt, der gerne davon gesprochen, wie er es einem Fischotter zu danken habe, dass er die Laufbahn des Arztes einschlagen konnte.

Franz Carl Endres

DAS VORURTEIL

In diesem Kapitel sollen nur einige sogenannte Kleinigkeiten, die für den Alltag doch von grösster Bedeutung sind, ihrer Eigenart wegen noch besprochen werden. Da ist zunächst einmal ein sehr beliebter Fehler zu nennen, mit dem die Menschen an Personen und Dinge herantreten und den sie zur Grundlage ihres Urteils machen: *das Vorurteil*, das heisst jene Einstellung, die schon, bevor noch ein Urteil sich auf Grund von eingehendem Abwägen bildet, mit einem solchen, das aus Sympathie oder Antipathie, aus Voreingenommenheit oder Parteilichkeit entstanden ist, die Menschen an die Umwelt herantreten lässt.

Es wäre gar nicht übertrieben, wenn einer behaupten wollte, der ganze menschliche Verkehr sei auf Vorurteilen aufgebaut und daher so kompliziert und im wesentlichen unerfreulich. Tatsächlich begegnet man dem Vorurteil an allen Orten und zu jeder Stunde. Es ist ja auch so bequem, und was bequem ist, tun die Menschen besonders gerne. Das Vorurteil besteht nun, wie gesagt, nicht etwa auf einer begründeten Ansicht, das heisst nicht aus der Ernte eingehender Prüfung. Es ist das Gegenteil davon. Es ist eine eigene Ansicht, die ohne Prüfung, ohne Ueberlegung sich aus anderen Motiven gebildet hat und meist dem instinktiven Gefühl für den eigenen Vorteil oder gedankenloser Gefolgschaft der Ansichten anderer seine Entstehung verdankt. Man spricht von vorurteilsloser Wissenschaft: es braucht nur einer zu kommen, der irgendeiner «wissenschaftlichen Wahrheit» widerspricht, so wird man sofort erkennen, wie er aus Vorurteil niedergeschrien wird. Es gibt da Hunderte von Beispielen aus der Geschichte: der Menschenwohltäter Schleich vor seinen ärztlichen Kollegen, der Vorführer des ersten Gramophons vor der französischen Akademie. Es gibt kaum etwas Neues in der Wissenschaft, das nicht,

als es zum erstenmal erkannt und ausgesprochen wurde, auch dem gehässigen Vorurteil der übrigen Vertreter anheimfiel. Und wie ist es etwa im Politischen? Wie oft wird ein vernünftiger Vorschlag abgelehnt, weil er nicht im Schosse der eigenen Partei entstand?

Wenn das Vorurteil schon in so offiziellen Dingen eine so verhängnisvolle Rolle spielt, kann man sich nicht wundern, dass es den Alltag der Menschen beherrscht. Wie oft wird ein Mensch von einer neuen Umgebung, in die er tritt, nicht nach freiem Urteil über das, was er ist und leistet, bewertet, sondern nach irgendeinem Geschwätz, das über ihn geht und das sich zum Vorurteil derer verdichtet hat, die ihn nun bewerten sollen. Die Idiosynkrasien unseres Nervensystems sind richtige biologische Vorurteile, die uns plagen. Nun, sie verlaufen im Unbewussten, aber ihre Parallelerscheinungen beherrschen auch das Bewusste im Menschen.

Wir haben von einem Menschen beim ersten Anblick keinen günstigen Eindruck. Das genügt schon, um uns zu Dutzenden von Vorurteilen gegen ihn zu veranlassen. Es ist ja so bequem, und eine kritische Beurteilung dieses Menschen, ein Abwägen und psychologisches Untersuchen seiner Person bedeutet ja Mühe. Also bleibt es beim Vorurteil. Darunter leiden Tausende von Menschen, die aus sich nichts machen können, die schüchtern oder hässlich sind. Und als Gegenstück: die Gauner wissen das und bestechen die bequemen Beurteiler durch gewandtes Auftreten, äusserlich tadellose Form und imponierendes Wesen. Die Menschen werden nur deshalb so unendlich oft betrogen, weil sie sich von Vorurteilen leiten lassen, anstatt jeden einzelnen Fall kritisch zu betrachten und ein Urteil nur auf Grund von Untersuchungen sachlicher Art sich zu bilden. Der